

GASTON LEROUX

**Das Phantom  
der Oper**





GASTON LEROUX

# Das Phan tom der Oper

*Aus dem Französischen übersetzt  
und mit einem Nachwort von Rainer Moritz*

RECLAM 

Illustriert  
von  
Michèle  
Ganser



Der Übersetzung zugrunde liegt die Originalausgabe:  
Gaston Leroux: *Le Fantôme de l'Opéra*. Paris: Lafitte, 1910.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte  
dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG  
ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist ausgeschlossen.

2024 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,  
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen  
Umschlaggestaltung: Philipp Reclam jun. Verlag GmbH  
Umschlagabbildung und Illustrationen: Michèle Ganser  
Druck und buchbinderische Verarbeitung:  
Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,  
Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg  
Printed in Germany 2024  
RECLAM ist eine eingetragene Marke  
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart  
ISBN 978-3-15-11492-6

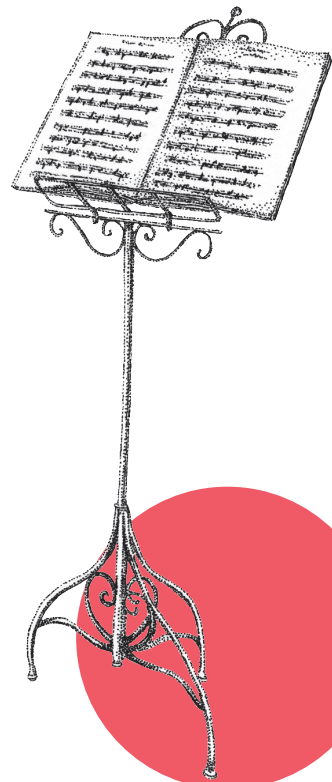
[www.reclam.de](http://www.reclam.de)



## Meinem alten Bruder Jo

Der, ohne etwas von einem Phantom an sich zu haben,  
wie Erik nichts weniger als ein Engel der Musik ist.

In aller Zuneigung,  
*Gaston Leroux*





# ... Inhalt ...

Vorwort 7

I Ist es das Phantom? 13

II Die neue Margarethe 27

III Wo zum ersten Mal Monsieur Debiegne und Monsieur Poligny den neuen Operndirektoren, Monsieur Armand Moncharmin und Monsieur Firmin Richard, vertraulich den wahren und geheimnisvollen Grund nennen, warum sie die Académie nationale de Musique verlassen 42

IV Die Loge Nummer 5 53

V Die Loge Nummer 5 (*Fortsetzung*) 64

VI Die Zaubergeige 73

VII Ein Besuch in der Loge Nummer 5 99

VIII Wo Monsieur Firmin Richard und Monsieur Armand Moncharmin die Kühnheit besitzen, *Faust* in einem »verfluchten« Saal aufführen zu lassen und daraus ein schreckliches Ereignis folgt 103

IX Das geheimnisvolle Coupé 126

- X Auf dem Maskenball 138
- XI Man muss den Namen der ›Männerstimme‹ vergessen 154
- XII Über den Falltüren 162
- XIII Die Lyra des Apollo 174
- XIV Ein Meisterstück des Falltürenliebhabers 210
- XV Das merkwürdige Auftreten einer Sicherheitsnadel 228
- XVI ›Christine! Christine!‹ 236
- XVII Madame Girys erstaunliche Enthüllungen,  
die mit ihren persönlichen Beziehungen zum  
Phantom der Oper zu tun haben 242
- XVIII Fortsetzung des merkwürdigen Auftretens einer  
Sicherheitsnadel 257
- XIX Der Polizeikommissar, der Vicomte und der Perser 266
- XX Der Vicomte und der Perser 274
- XXI Im Unterbau der Oper 285
- XXII Interessante und lehrreiche Abenteuer eines Persers  
im Unterbau der Oper 308
- XXIII In der Folterkammer 330



XXIV Die Foltern beginnen 340

XXV »Fässer! Fässer! Haben Sie Fässer zu verkaufen?« 349

XXVI Soll man den Skorpion umdrehen?  
Soll man die Heuschrecke umdrehen? 365

XXVII Das Ende der Liebe des Phantoms 377

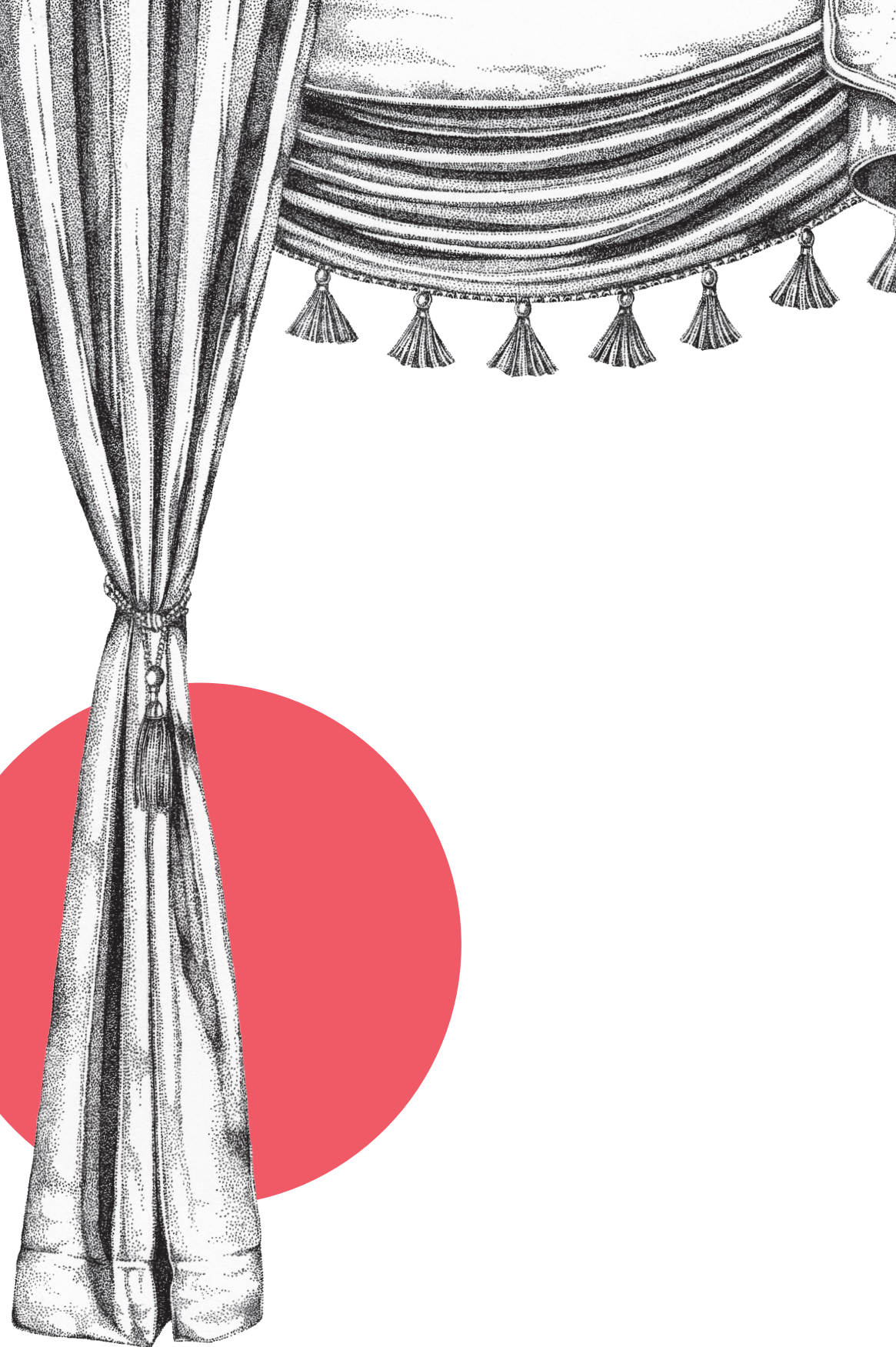
Epilog 390

.....

Das verlorene Kapitel 405

XII Der magische Umschlag 407

Schauer und Komik 421



## ..... Vorwort .....

*In dem der Autor dieses eigenartigen Werkes  
dem Leser erzählt, wie man ihn dazu brachte,  
die Gewissheit zu erlangen, dass das  
Phantom der Oper wirklich existiert hat*

**D**as Phantom der Oper hat existiert. Es war keineswegs, wie man lange glaubte, eine Eingebung von Künstlern, ein Aberglaube von Direktoren, die unscheinbare Erfindung erregter Gehirne unter den Ballettmädchen, ihrer Mütter, der Platzanweiserinnen, der Garderobieren und der Concierge.

Ja, es hat leibhaftig existiert, obwohl es sich in allem den Anschein eines wahren Phantoms gab, also einer Schattengestalt.

Gleich als ich begann die Archive der Académie nationale de Musique durchzusehen, war ich verblüfft über die überraschende Übereinstimmung der Phänomene, die man dem *Phantom* zuschrieb, und dem, was an Geheimnisvollem und Phantastischem geschah, und ich sollte bald auf den Gedanken kommen, dass sich dieses vielleicht durch jenes rational erklären ließe. Die Ereignisse liegen kaum mehr als etwa dreißig Jahre zurück, und es wäre nicht schwierig, im Foyer de la Danse sogar noch heute sehr angesehene alte Männer, deren Wort man nicht in Zweifel ziehen könnte, zu treffen, die sich, als wäre es gestern gewesen, an die geheimnisvollen und tragischen Umstände erinnern, welche Christine Daaés Entführung, das Verschwinden des Vicomtes de Chagny und den Tod seines älteren Bruders, des Grafen Philippe, umga-

ben, dessen Leiche am Ufer des sich unter der Oper zur Rue Scribe hin erstreckenden Sees aufgefunden wurde. Doch keiner dieser Zeugen hatte bis heute daran gedacht, dieses schreckliche Geschehen mit der nahezu legendären Gestalt des Phantoms der Oper in Verbindung zu bringen.

Langsam nur drang die Wahrheit in meinen durch eine Untersuchung aufgewühlten Geist, die ständig auf Ereignisse stieß, die man auf den ersten Blick für übernatürlich halten konnte, und mehr als einmal war ich ganz nah daran, ein Vorhaben aufzugeben, bei dem ich angestrengt einem Trugbild nachjagte, ohne es je zu fassen. Endlich erhielt ich den Beweis, dass meine Ahnungen mich nicht getäuscht hatten, und ich wurde für meine Anstrengungen an dem Tag entlohnt, als ich die Gewissheit erlangte, dass das Phantom der Oper mehr als eine Schattengestalt gewesen war.

An diesem Tag hatte ich lange Stunden in der Gesellschaft der *Memoiren eines Direktors* verbracht, eines unbedeutenden Werkes des allzu skeptischen Moncharmin, der während seiner Zeit an der Oper nichts von dem finsternen Auftreten des Phantoms begriff und sich darüber, so oft er konnte, lustig machte, sogar in dem Moment, als er das erste Opfer jenes seltsamen Finanzgeschäfts wurde, das sich im Inneren des ›magischen Umschlags‹ abspielte.

Verzweifelt hatte ich gerade die Bibliothek verlassen, als ich dem charmanten Verwalter unserer Académie nationale begegnete, der auf dem Treppenabsatz mit einem kleinen, lebhaften, adretten alten Mann plauderte, dem er mich beschwingt vorstellte. Der Verwalter war über meine Nachforschungen im Bilde und wusste, mit welcher Ungeduld ich vergeblich versucht hatte, den Alterssitz von Monsieur Faure, dem Untersuchungsrichter in der berühmten Affäre Chagny, herauszufinden. Man wusste nicht, was aus ihm geworden war, ob er tot war oder noch lebte; wobei er nach seiner Rückkehr aus Kanada, wo er fünfzehn Jahre ver-

bracht hatte, es in Paris als Erstes unternommen hatte, im Sekretariat der Oper um einen Ehrenplatz zu ersuchen. Der kleine Alte war Monsieur Faure selbst.

Wir verbrachten einen guten Teil des Abends gemeinsam, und er erzählte mir die ganze Affäre Chagny, so wie sie sich ihm damals dargestellt hatte. Aus Mangel an Beweisen hatte er auf den Wahnsinn des Vicomte und den Unfalltod seines älteren Bruders schließen müssen, doch er blieb davon überzeugt, dass sich wegen Christine Daaé ein schreckliches Drama zwischen den Brüdern abgespielt hatte. Er konnte mir nicht sagen, was aus Christine und aus dem Vicomte geworden war. Als ich ihm gegenüber das Phantom erwähnte, lachte er natürlich nur. Man hatte auch ihm von den eigenartigen Manifestationen berichtet, die damals die Existenz eines außergewöhnlichen Wesens zu belegen schienen, welches sich seinen Aufenthaltsort in einer der geheimnisvollsten Ecken der Oper ausgesucht hatte. Er hatte von der Geschichte des Umschlags erfahren, aber er hatte darin nichts gesehen, was die Aufmerksamkeit eines mit der Aufklärung der Affäre Chagny befassten Magistrats auf sich hätte ziehen könnte. Es war für ihn genug getan, kurz der Aussage eines Zeugen zuzuhören, der sich spontan gemeldet hatte, um zu versichern, dass er dem Phantom begegnet sei. Diese Person – der Zeuge – war kein anderer als der, den ganz Paris ›den Perser‹ nannte und den alle Abonnenten der Oper gut kannten. Der Richter hatte ihn für einen Spinner gehalten.

Sie können sich denken, wie sehr mich diese Geschichte des Persers interessierte. Ich wollte, falls noch Zeit dafür war, diesen wertvollen und eigenartigen Zeugen finden. Wieder einmal hatte ich Glück, und es gelang mir, ihn in seinem kleinen Appartement in der Rue de Rivoli aufzuspüren, das er seit damals ständig bewohnte und in dem er fünf Monate nach meinem Besuch sterben würde.

Zuerst war ich misstrauisch, doch als der Perser mir mit der Treuherzigkeit eines Kindes alles erzählt hatte, was er selbst über das Phantom wusste, und er mir in Gänze die Beweise seiner Existenz übergeben hatte, darunter vor allem Christine Daaés Korrespondenz, eine Korrespondenz, die ihr schreckliches Schicksal so sonnenklar erhellte, gab es für mich keinen Zweifel mehr! Nein! Nein! Das Phantom war kein Mythos!

Ich weiß wohl, dass man mir antwortete, dass diese Korrespondenz vielleicht gar nicht echt sei und dass sie von jemandem frei erfunden sein könnte, dessen Phantasie sicher gespeist worden war von den verlockendsten Geschichten, aber es war mir zum Glück möglich, jenseits dieses berühmten Briefpäckchens handschriftliche Zeugnisse Christines zu finden und mich in der Folge einer vergleichenden Studie hinzugeben, die mir alles Zögern nahm.

Ich habe mich auch über den Perser kundig gemacht und so in ihm einen anständigen Mann schätzen gelernt, der nicht in der Lage war, sich eine Intrige auszudenken, um die Justiz in die Irre zu führen.

Das ist übrigens die Ansicht der bedeutendsten Persönlichkeiten, die mittel- oder unmittelbar mit der Affäre Chagny verbunden waren, Freunde der Familie, denen ich alle meine Dokumente gezeigt und meine Schlussfolgerungen entwickelt habe. Von dieser Seite erhielt ich die edelsten Ermutigungen, und ich werde mir erlauben, dazu einige Zeilen wiederzugeben, die mir General D. zusandte.

*Monsieur,  
ich weiß nicht recht, wie ich Sie dazu bewegen kann, die Ergebnisse Ihrer Nachforschungen zu veröffentlichen. Ich erinnere mich sehr genau daran, dass man einige Wochen vor*

*dem Verschwinden der großen Sängerin Christine Daaé und dem Drama, das den ganzen Faubourg Saint-Germain in Trauer versetzte, im Foyer de la Danse viel über das Phantom sprach, und ich glaube, dass man erst infolge dieser Affäre, die alle Gemüter in Beschlag nahm, damit aufhörte, sich darüber zu unterhalten, doch wenn es, wie ich denke, nachdem ich Ihnen zugehört habe, möglich ist, das Drama mit dem Phantom zu erklären, bitte ich Sie, zu uns erneut über das Phantom zu sprechen. So rätselhaft das anfangs erscheinen mag, so wird es immer noch einleuchtender sein als diese düstere Geschichte, in der böswillige Menschen sehen wollten, wie sich zwei Brüder, die einander ein Leben lang liebten, zu Tode zerfleischten . . .*

*Mit vorzüglicher Hochachtung . . .*

Mit meiner Akte in der Hand hatte ich endlich noch einmal die weite Sphäre des Phantoms durchlaufen, das großartige Gebäude, das er zu seinem Reich gemacht hatte, und alles, was meine Augen gesehen hatten und was mein Geist entdeckt hatte, bestätigte die Dokumente des Persers vortrefflich, als ein wundervoller Fund endgültig meine Arbeiten krönte.

Man erinnert sich daran, dass die Pickel der Arbeiter neulich eine Leiche freilegten, als das Kellergeschoss der Oper ausgehoben wurde, um dort die aufgezeichneten Stimmen zu vergraben, und nun hatte ich mit einem Mal den Beweis, dass es der Leichnam des Phantoms der Oper war! Ich veranlasste, dass der Verwalter sich selbst ein Bild von diesem Beweis machte, und jetzt ist es mir gleichgültig, dass die Zeitungen berichten, man habe dort ein Opfer der Kommune gefunden.

Die Unglückseligen, die während der Kommune in den Kellern der Oper niedergemetzelt wurden, sind nicht auf dieser Seite be-



graben; ich werde Ihnen sagen, wo man ihre Skelette finden kann: weitab von dieser riesigen Krypta, wo man während der Belagerung allen möglichen Proviant angehäuft hatte. Ich wurde auf diese Spur gebracht, als ich nach den Überresten des Phantoms der Oper suchte, die ich ohne den unglaublichen Zufall, dass man dort lebendige StimmAufzeichnungen vergrub, nicht gefunden hätte.

Wir werden aber von diesem Leichnam noch einmal sprechen und von dem, was daraus zu folgern ist; nun ist es mir wichtig, dieses notwendige Vorwort zu beenden und mich bei den äußerst bescheidenen Personen im Hintergrund zu bedanken: etwa bei Polizeikommissar Mifroid (der nach dem Verschwinden Christine Daaés für die ersten Ermittlungen gerufen wurde), ebenso beim ehemaligen Sekretär Rémy, beim ehemaligen Verwalter Mercier, beim ehemaligen Gesangsmeister Monsieur Gabriel und besonders bei der Baronin Castelot-Barbezac, die früher ›die kleine Meg‹ war (ohne deswegen zu erröten), der liebreizendste Stern unseres großartigen Ballettensembles und die älteste Tochter der ehrwürdigen Madame Giry, der verstorbenen ehemaligen Platzanweiserin der Loge des Phantoms. Sie waren mir eine große Hilfe, und dank ihnen kann ich gemeinsam mit dem Leser bis in die kleinsten Einzelheiten diese Stunden reiner Liebe und des Grauens wieder aufleben lassen.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Ich wäre undankbar, wenn ich, an der Schwelle dieser schrecklichen und wahrheitsgetreuen Geschichte, nicht der gegenwärtigen Operndirektion danken würde, die alle meine Untersuchungen auf so lebenswürdige Weise unterstützt hat: im Besonderen Monsieur Messenger sowie dem sehr sympathischen Verwalter Monsieur Gabion und dem sehr lebenswürdigen Architekten, der mit der Erhaltung des Gebäudes befasst ist und nicht gezögert hat, mir die Werke Charles Garniers auszuliehen, obwohl er beinahe sicher war, dass ich sie ihm nicht zurückgeben würde. Zuletzt bleibt mir, öffentlich die Großzügigkeit meines Freundes und ehemaligen Mitarbeiters Monsieur J.-L. Croze anzuerkennen, der mir erlaubte, in seine großartige Theaterbibliothek einzutauchen und ihr Einzelstücke, die ihm viel bedeuteten, zu entnehmen. – G. L.

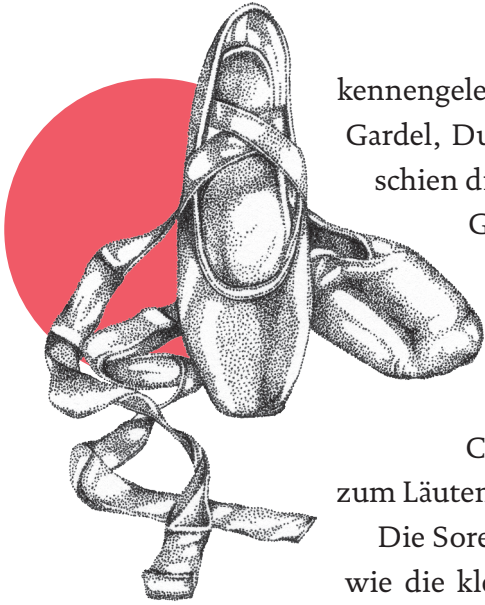


## Ist es das Phantom?

An jenem Abend, als Monsieur Debiegne und Monsieur Poligny, die zurückgetretenen Operndirektoren, anlässlich ihres Abschieds ihren letzten Galaabend gaben, drang ein halbes Dutzend Balletttänzerinnen, die nach ihrem ›Tanz‹ in *Polyeucte* von der Bühne abgingen, plötzlich in die Loge der Sorelli, einer der Primaballerinen. Sie stürzten in großer Verwirrung hinein, die einen ließen ein lautes, etwas künstliches Lachen hören, die anderen Schreckensschreie.

Die Sorelli, die für einen Augenblick allein zu sein wünschte, um die Lobrede, die sie gleich im Foyer auf Monsieur Debiegne und Monsieur Poligny halten sollte, noch einmal ›aufzufrischen‹, hatte übellaunig gesehen, wie diese ganze aufgebrachte Menge hinter ihr einfiel. Sie wandte sich ihren Gefährtinnen zu, beunruhigt wegen eines derart lärmenden Aufruhrs. Die kleine Jammes mit ihrer Nase wie von Grévin, ihren Vergissmeinnichtaugen, ihren rosigen Wangen und ihrem Lilienhals war es, die dafür mit zitternder, angsterfüllter Stimme in zwei Worten die Begründung gab: »Das Phantom!«

Und sie verschloss die Tür. Die Loge der Sorelli war von förmlich-gewöhnlicher Eleganz. Ein Ankleidespiegel, ein Diwan, ein Toilettentisch und Wandschränke machten darin das notwendige Mobiliar aus. Stiche an den Wänden, Andenken an ihre Mutter, die noch die schönen Tage der alten Oper in der Rue Le Peletier



kennengelernt hatte. Dazu Porträts von Vestris, Gardel, Dupont und Bigottini. Wie ein Palast erschien die Garderobe den Ballettmädchen, die in Gemeinschaftszimmern untergebracht waren, wo sie sich die Zeit damit vertrieben, zu singen, zu streiten, mit den Friseuren und Ankleidefrauen zu kämpfen, und sich kleine Gläser mit Cassis, Bier oder sogar Rum gönnten, bis zum Läuten des Inspizienten.

Die Sorelli war sehr abergläubisch. Als sie hörte, wie die kleine Jammes vom Phantom sprach, erschauerte sie und sagte:

»Du kleines dummes Ding!«

Und da sie als Erste bereit war, an Phantome im Allgemeinen und an das der Oper im Besonderen zu glauben, verlangte sie sofort nach Aufklärung:

»Habt ihr es gesehen?«, fragte sie.

»Wie ich Sie jetzt sehe!«, erwiderte stöhnend die kleine Jammes, die sich nicht mehr auf den Beinen hielt und sich auf einen Stuhl fallen ließ.

Und umgehend fügte die kleine Giry mit ihren Pflaumenaugen, ihren Tintenhaaren, ihrem dunkelbraunen Teint und ihrer dünnen Haut, die kaum ihre mageren Knochen umspannte, hinzu:

»Wenn es das Phantom war, dann ist es sehr hässlich!«

»Oh! Ja!«, riefen die Tänzerinnen im Chor.

Sie redeten alle durcheinander. Das Phantom war ihnen erschienen in Gestalt eines Mannes im schwarzen Frack, der sich im Gang plötzlich vor ihnen aufgerichtet hatte, ohne dass man sagen konnte, woher er kam. Sein Auftauchen war so plötzlich, dass man hätte glauben können, er sei aus der Wand getreten.

»Ach was!«, machte eine von ihnen, die weitgehend ruhig Blut bewahrt hatte. »Überall seht ihr das Phantom.«

Und das stimmte. Seit einigen Monaten war in der Oper nur vom Phantom im schwarzen Frack die Rede, das durch das Gebäude von oben nach unten spazierte, an niemanden das Wort richtete, das niemand anzusprechen wagte und das übrigens verschwand, sobald man es gesehen hatte, ohne dass man wissen konnte, wohin und wie. Es ging lautlos, wie es zu einem wahren Phantom passt. Man hatte zuerst darüber gelacht und sich über diesen Wiedergänger lustig gemacht, der wie ein Mann von Welt oder wie ein Sargträger gekleidet war, doch die Legende vom Phantom hatte im Ballettensemble bald kolossale Ausmaße angenommen. Alle behaupteten, diesem unnatürlichen Wesen irgendwie begegnet und Opfer seiner Verhexungen geworden zu sein. Und diejenigen, die am lautesten darüber lachten, waren ihrer Sache keineswegs am sichersten. Wenn es sich nicht mehr zeigte, machte es sich durch dreiste oder finstere Taten bemerkbar, für die der quasi allgegenwärtige Aberglaube es verantwortlich machte. Hatte man einen Unfall zu beklagen, hatte jemand einer der Balletttänzerinnen einen Streich gespielt, war eine der Reispuderquasten verloren gegangen? Alles wurde dem Phantom angelastet, dem Phantom der Oper!

Aber wer hatte es eigentlich gesehen? Man kann in der Oper so vielen schwarzen Fräcken begegnen, die keine Phantome sind. Doch dieser besaß eine Besonderheit, die keineswegs alle schwarzen Fräcke haben. Er bekleidete ein Skelett.

Zumindest sagten das die Ballettmädchen.

Und natürlich hatte er einen Totenkopf.

War das alles ernst zu nehmen? Wahr ist, dass das Bild eines Skeletts aus der Beschreibung entstanden war, die Joseph Buquet, der Bühnenmeister, der es wirklich gesehen hatte, von ihm ge-

ben hatte. Er war mit dieser geheimnisvollen Person zusammen-  
gestoßen – ›Nase an Nase‹ konnte man nicht sagen, weil das Phan-  
tom keine hatte – auf der kleinen Treppe, die nahe der Rampe  
direkt in die ›Unterwelt‹ führte. Er hatte Zeit gehabt, es eine Se-  
kunde lang zu betrachten – denn das Phantom hatte sich davonge-  
macht –, und von diesem Anblick ein unauslöschliches Andenken  
bewahrt.

Und das sagte Joseph Buquet jedem, der es hören wollte, über  
das Phantom:

»Es ist außergewöhnlich hager, und sein schwarzer Frack um-  
weht ein Knochengerüst. Seine Augen sind so dunkel, dass man  
seine reglosen Pupillen nicht gut sieht. Man erkennt schließlich  
nur zwei große schwarze Löcher, wie in einem Totenschädel. Sei-  
ne Haut, die sich über das Gerippe spannt wie ein Trommelfell, ist  
nicht weiß, sondern unangenehm gelb; seine Nase ist so winzig,  
dass man sie im Profil nicht sieht, und die Abwesenheit dieser Na-  
se ist ein schrecklicher Anblick. Drei oder vier braune Strähnen  
über der Stirn und hinter den Ohren machen das ganze Haar aus.«

Vergeblich hatte Joseph Buquet diese seltsame Erscheinung  
verfolgt. Sie war wie durch einen Zauber verschwunden, und er  
konnte keine Spur mehr von ihr entdecken.

Der Chef der Bühnenarbeiter war ein seriöser, solider Mann  
von langsamer Vorstellungskraft, der nicht trank. Man hörte ihm  
verblüfft und interessiert zu, und bald erzählten Leute, dass auch  
sie einem schwarzen Frack mit Totenschädel begegnet seien.

Vernünftige Menschen, die von dieser Geschichte Wind beka-  
men, behaupteten zuerst, dass Joseph Buquet das Opfer eines  
Scherzes geworden war, den sich einer seiner Untergebenen er-  
laubt hatte. Und dann ereigneten sich Schlag auf Schlag so eigen-  
artige und unerklärliche Dinge, dass die Klügsten begannen, sich  
Gedanken zu machen.

Ein Feuerwehrhauptmann, der ist tapfer! Der fürchtet nichts, vor allem nicht das Feuer!

Nun hatte sich der fragliche Feuerwehrhauptmann<sup>2</sup> bei einem Kontrollgang in den Untergeschossen offenbar etwas weiter als üblich vorgewagt und war, als er plötzlich wieder oben aufgetaucht war, bleich, verwirrt, zitternd, mit hervorgetretenen Augen und quasi in den Armen der ehrwürdigen Mutter der kleinen Jammes in Ohnmacht gefallen. Und warum? Weil er gesehen hatte, wie es auf ihn zukam, *in Kopfhöhe, aber ohne Körper, ein Feuerkopf!* Und wie gesagt: Ein Feuerwehrhauptmann fürchtet kein Feuer!

Dieser Feuerwehrhauptmann hieß Papin.

Die Balletttruppe war bestürzt. Zunächst passte dieser Feuerkopf gar nicht zu der Beschreibung, die Joseph Buquet vom Phantom gegeben hatte. Man befragte den Feuerwehrmann ausführlich, danach erneut den Chef der Bühnenarbeiter, worauf die jungen Damen überzeugt davon waren, dass das Phantom mehrere Köpfe hatte, die es nach Belieben wechselte. Natürlich bildeten sie sich sofort ein, in größter Gefahr zu sein. Von dem Moment an, da ein Feuerwehrhauptmann einfach so in Ohnmacht fiel, konnten die Soltänzerinnen und Ballettratten viele Entschuldigungen bemühen für den Schrecken, der sie dazu brachte, sich auf ihren kleinen Füßchen schnell in Sicherheit zu bringen, wenn sie an irgendeinem dunklen Loch in einem schlecht beleuchteten Gang vorbeigingen.

Um das solch schrecklichen Flüchen ausgesetzte Gebäude bestmöglich zu schützen, hatte die Sorelli, umschwirrt von allen Tänzerinnen und sogar von der ganzen Bande der Anfängerklassen in ihren Trikots, am Tag, nachdem der Feuerwehrhauptmann seine

---

<sup>2</sup> Ich habe diese gleichermaßen sehr wahre Geschichte von Monsieur Pedro Gailhard persönlich, dem ehemaligen Direktor der Oper.

Geschichte erzählt hatte, auf dem Tisch, der im Vorraum der Concierge auf der Seite des Verwaltungshofs stand, eigenhändig ein Hufeisen abgelegt, das jeder, der die Oper betrat – Zuschauer ausgenommen –, berühren musste, ehe er seinen Fuß auf die erste Treppenstufe setzte. Um nicht andernfalls Opfer der okkulten Mächte zu werden, die sich des Gebäudes, der Keller und des Dachbodens bemächtigt hatten.

Dieses Hufeisen habe ich mir, wie übrigens die ganze Geschichte, leider nicht ausgedacht, und man kann es noch heute, wenn man die Oper über den Verwaltungshof betritt, auf dem Tisch im Vorraum vor der Loge der Concierge sehen.

Dies vermittelt einen ungefähren Eindruck vom Seelenzustand der Tänzerinnen an jenem Abend, an dem wir mit ihnen die Garderobe der Sorelli betreten.

»Es ist das Phantom!«, hatte die kleine Jammes also ausgerufen.

Und die Unruhe der Tänzerinnen war ununterbrochen angewachsen. Nun herrschte in der Garderobe ein beängstigendes Schweigen. Außer keuchenden Atemgeräuschen war nichts mehr zu hören. Schließlich murmelte die Jammes, nachdem sie aufrichtig entsetzt bis in die hinterste Ecke des Mauerwerks geeilt war, nur ein Wort:

»Horcht!«

Allen kam es wirklich so vor, als wäre hinter der Tür ein Rascheln zu hören. Man hätte es für dünne Seide halten können, die über die Wand glitt. Dann nichts mehr. Die Sorelli versuchte weniger verzagt als ihre Begleiter zu wirken. Sie ging auf die Tür zu und fragte mit tonloser Stimme:

»Wer ist da?«

Doch niemand antwortete ihr.

Dann zwang sie sich, als sie alle Augen, die jede ihrer Bewegungen belauerten, auf sich spürte, tapfer zu sein, und sagte laut:

»Ist da jemand hinter der Tür?«

»Oh, ja! Ja! Sicher ist da jemand hinter der Tür!«, wiederholte die kleine Dörrpflaume Meg Giry, die heldinnenhaft die Sorelli an ihrem Tüllrock zurückhielt ... »Machen Sie auf keinen Fall auf! Mein Gott, nicht aufmachen!«

Doch die mit einem Stilett, das sie immer bei sich trug, bewaffnete Sorelli wagte es, den Schlüssel umzudrehen, und öffnete die Tür, während sich die Tänzerinnen bis in das Ankleidezimmer zurückzogen und Meg Giry seufzte:

»Maman! Maman!«

Die Sorelli sah sich mutig im Gang um. Niemand war da; ein Schmetterlingsbrenner, eingeschlossen in seinem Glasgefängnis, warf einen trüben, roten Lichtschein, ohne die ihn umgebende Finsternis zerstreuen zu können. Die Tänzerin schloss die Tür heftig, laut aufseufzend.

»Nein«, sagte sie, »da ist keiner.«

»Und trotzdem haben wir es gesehen!«, beteuerte Jammes immer noch, während sie mit kleinen, ängstlichen Schritten ihren Platz neben der Sorelli wieder einnahm. »Es muss da irgendwo herumstreuen. Ich gehe nicht zurück, um mich umzukleiden. Wir sollten alle zusammen sofort runter ins Foyer zur Abschiedsfeier gehen und wieder zusammen zurückkehren.«

Dabei berührte das Kind andächtig den kleinen Korallenfinger, der dafür bestimmt war, Unglück von ihm abzuwenden. Und die Sorelli schlug verstohlen mit dem rosafarbenen Nagel ihres rechten Daumens ein Andreaskreuz auf dem hölzernen Ring, der den Goldfinger ihrer linken Hand umschloss.

»Die Sorelli«, schrieb ein berühmter Journalist, »ist eine großgewachsene, schöne Tänzerin, mit einem ernsten, sinnlichen Gesicht und einer Taille, so biegsam wie ein Weidenzweig. Man sagt gemeinhin von ihr, dass sie ein ›schönes Geschöpf‹ sei. Ihr blon-

des Haar, das so rein wie Gold ist, verziert eine dunkle Stirn, darunter eingefasst zwei smaragdfarbene Augen. Ihr Kopf auf dem langen, eleganten und stolzen Hals wiegt sanft hin und her wie eine Blume. Wenn sie tanzt, tut sie das mit einer unbeschreiblichen Bewegung ihrer Hüften, die ihren ganzen Körper auf unfassbare, wehmütige Weise erzittern lässt. Wenn sie die Arme hebt und sich für eine Pirouette, den Umriss ihrer Korsage so erkennen lassend, nach vorne beugt und wenn die Biegung des Körpers die Hüften dieser reizenden Frau hervorschnellen lässt, wirkt es wie ein Bild, über dem man den Verstand verlieren könnte.«

Und was den Verstand betrifft, war es allseits bekannt, dass sie wenig davon besaß. Das wurde ihr nicht vorgeworfen.

Sie sagte noch zu den kleinen Tänzerinnen:

»Kinder, ihr müsst euch wieder beruhigen! Das Phantom? Keiner hat es vielleicht jemals gesehen!«

»Doch, doch! Wir haben es gesehen! Wir haben es gerade gesehen!«, fingen die Kleinen wieder an. »Es hatte einen Totenkopf und einen Frack, wie an dem Abend, als es Joseph Buquet erschien!«

»Und Gabriel hat es auch gesehen!«, sagte Jammes. »Erst gestern! Gestern Nachmittag, am helllichten Tag.«

»Gabriel, der Gesangsmeister?«

»Aber ja ... Wie! Wissen Sie das nicht?«

»Er trug seinen Frack, am helllichten Tag?«

»Wer? Gabriel?«

»Aber nein! Das Phantom!?«

»Natürlich war es im Frack!«, bekräftigte Jammes. »Gabriel selbst hat es mir gesagt. Daran hat er es erkannt. Und so ist es passiert: Gabriel war im Büro des Regisseurs. Plötzlich ging die Tür auf, und der Perser kam herein. Sie wissen, dass der Perser den bösen Blick hat.«



»Oh, ja«, antworteten die kleinen Tänzerinnen im Chor, die, sobald sie das Bild des Persers vor sich sahen, dem Schicksal die Hörner zeigten mit ausgestrecktem Zeige- und kleinem Finger, während Mittel- und Ringfinger sich auf die Handfläche legten, vom Daumen festgehalten.

»Und obgleich Gabriel abergläubisch ist«, fuhr Jammes fort, »ist er immer höflich, und wenn er den Perser sieht, schiebt er nur ruhig seine Hände in die Tasche und berührt seine Schlüssel. Nun aber, als sich die Tür vor dem Perser öffnete, sprang Gabriel lediglich von seinem Sessel bis zum Schloss des Wandschranks, um Eisen anzufassen. In dieser Bewegung zerriss er sich an einem Nagel ein Stück seines Mantels. Als er schnell hinauswollte, stieß er mit der Stirn gegen einen Garderobenhaken und holte sich eine riesige Beule.

Als er dann jäh zurückfuhr, schürfte er sich am Paravent neben dem Klavier auf; er wollte sich am Klavier abstützen, tat das aber so unglücklich, dass der Deckel auf seine Hände fiel und er sich einige Finger brach. Er sprang wie ein Verrückter aus dem Büro, und auf der Treppe ließ er sich keine Zeit und fiel rücklings die ganzen Stufen vom ersten Stockwerk hinunter. Ich kam genau in diesem Moment mit meiner Mutter vorbei. Wir stürzten herbei, um ihm aufzuhelfen. Er war übel zugerichtet und hatte überall Blut im Gesicht, so dass wir uns fürchteten. Doch plötzlich begann er uns zuzulächeln und zu rufen: ›Danke, mein Gott, dass ich so gut davongekommen bin!‹ Dann haben wir ihn ausgefragt, und er hat uns erzählt, was ihm so Angst gemacht hatte. Er hatte begriffen, was er hinter dem Perser gesehen hatte, das Phantom! Das Phantom mit dem Totenkopf, wie Joseph Buquet es beschrieben hat.«

Ein erschrecktes Murmeln kündigte das Ende dieser Geschichte an, zu dem Jammes außer Atem gelangte, so schnell hatte sie das Ganze erzählt, als wäre das Phantom hinter ihr her. Und dann un-